



Valérie Lawitschka
Hölderlins Liaisons –
Imago und Realität*

Pfarrberuf versus
Dichterberuf: Auswirkungen
auf die Liaisons

* Dieser Beitrag geht zum Teil zurück auf meine Veröffentlichung in Kreuzer, Johann (Hg.): *Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart / Weimar: Metzler [erscheint] 2020. Zitiert wird nach Friedrich Hölderlin. *Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe*, hg. v. Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann. 8 in 15 Bdn. Stuttgart: Kohlhammer 1943–1985; im Folgenden mit StA, Band- und Seitenzahl abgekürzt.

Höhere Klosterschule Maulbronn (1786–1788): Louise Nast

Hölderlin hatte von 1784 bis 1786, nach bestandenem Landexamen, die niedere Klosterschule in Denkendorf absolviert. Am 18. Oktober 1786 zog seine Promotion in die höhere Klosterschule Maulbronn ein. Seit 1713 höhere Klosterschule, nahm sie alle zwei Jahre 25 bis 30 Schüler aus Denkendorf auf. Noch heute Evangelisches Seminar, ist die ehemalige Zisterziensergründung von 1147 vor wenigen Jahren Weltkulturdenkmal geworden. Im Bayerischen Erbfolgekrieg hatte Herzog Ulrich von Württemberg (1487–1550), der aus politischem Kalkül evangelisch geworden war, das Kloster erobert und seiner Schutzherrschaft unterstellt. Der Sohn Ulrichs, Herzog Christoph (1515–1568), nahm eine einschneidende Veränderung vor: Er ließ in Maulbronn eine Schule für den Pfarrernachwuchs seines noch jungen evangelischen Landes einrichten. Mit dem Abt und den Prälaten wurde 1556 die Klosterordnung beschlossen, die in die *Große Kirchenordnung* 1559 einging.¹ Damit war die Grundlage für das württembergische Klosterschulwesen geschaffen.

War das Klosterleben in Denkendorf sehr streng, so ging es in Maulbronn offenbar liberaler zu. Der dortige Prälat Johann Christoph Weinland, wohl ein Günstling des Herzogs, der die Missstände beseitigen sollte, die unter seinem Vorgänger geherrscht hatten, galt als schwach.² Das heißt nicht, dass Hölderlin unter dem Klosterleben nicht gelitten hätte. Wenige Monate nach dem Einzug in Maulbronn beginnen die Klagen und verbinden sich unentwegt mit dem beruflichen Konflikt.

Die Maulbronner Zeit ist eine Zeit der ersten Liebe. Louise Nast, die jüngste Tochter des Klosterverwalters lernt Hölderlin im ersten Monat seines Aufenthalts kennen. Den Dezember 1786 zeichnet ein reges lyrisches Schaffen aus. Zwei Gedichte, *An Stella* und *An die Nachtigall*, sind an Louise gerichtet.

In Immanuel Nast, Sohn eines Bäckermeisters in Leonberg und dort Schreiber, dem Ludwigsburger Vetter von Louise, der Maulbronn zum Jahreswechsel 1786/87 besucht, findet Hölderlin einen Freund, der einen intensiven Briefwechsel auslöst. Von Nast stammt die Bleistiftzeichnung, die Hölderlin als 18-jährigen am Ende der Maulbronner Zeit darstellt.

Nach einem Jahr im Kloster vertraut er sich dem Freund an und gesteht die Liebe zu Louise. Der Sommer 1787 ist ein Sommer der »Leiden«, wo »Zweifel gegen den Lenker meines Schiksaals« (StA 6, 24) vorherrschen. Er wird krank, wirft Blut aus, will aus dem Kloster ausscheiden. Im

1 Vgl. Knapp, Tilo: »Das Herzogliche Stipendium«. In: Franz, Michael/Ulrich Gaier/Valérie Lawitschka (Hg.): *Hölderlin Texturen 1.2: »Alle meine Hofnungen«. Tübingen 1788–1793*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2017, S.178–184 (hier S. 181).

2 Vgl. [Magenau, Rudolf.] *Skizze meines Lebens*,

ein Lesebuch für mein künftiges Leben von Rudolf Fridrich Heinrich Magenau, angefangen im Jahr 1793, zu Vaihingen a.d. Enz [beendet 1823]. Handschrift, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart cod. hist. 4° 561. Vgl., StA 71, 367.

Mai schon hatte er über seine angegriffene Gesundheit der Mutter gegenüber geklagt. Im April, während der Ostervakanz, kommt es zu einer Aussprache. Hölderlin gibt nach. Resigniert schreibt er der Mutter: »man kan als Dorfpfarrer der Welt so nützlich, man kann noch glücklicher sein, als wenn man, weis nicht was? wäre.« (StA 6, 13) Und an Nast, hadernd mit sich: »Ach Bruder, sag mir, lieber Bruder, bin dann ich nur allein so? der ewige, ewige Grillenfänger!« (StA 6, 18)

In den Juni 1788 fällt eine Reise nach Speyer, Schwetzingen, Heidelberg. Die Tagebuchniederschrift lässt das tiefgreifende Erlebnis der Landschaftserfahrung erahnen. Mitte September verlässt die Promotion Maulbronn. Hölderlin geht nach Leonberg zu Immanuel und Louise. Man schwört sich ewige Treue. Diesem Abschied folgt wieder eine intensive Schaffensperiode, die von der durch Christian Friedrich Daniel Schubart (1739–1791) in Aussicht gestellte Publikation beflügelt sein mag. Zwischen Louise und Hölderlin hatte ein Briefwechsel begonnen. Im Dezember 1789 machte Hölderlin einen mehrtägigen Ausflug zu ihr. Man blickt bereits auf den Osterbesuch. Die Briefe tragen alle Kennzeichen typischer jugendlicher Liebesbriefe mit ihren Wiederholungen zu Formeln aufgereiht und ihrem beschwörenden Ton.

Hölderlins Mutter gibt ihr Einverständnis zu dieser Verbindung. Ringe werden getauscht. Der Abschiedsbrief Hölderlins kommt unvermittelt: Die »bösen Launen«, die »Klagen über die Welt, u. was der Thorheiten mer sind«, geben nur vage Auskunft (StA 6, 51). Auf den Brief, in welchem die Mutter Hölderlin die Neuigkeit mitteilt, Louise habe sich mit dem Oberamtspfleger Christoph Andreas Ludwig vermählt, teilt er ihr seinen Entschluss mit, dass er »seit Jar und Tagen fest im Sinne habe, nie zu freien.« (StA 6, 68) Es geht ihm um den »Ehrgeiz«, der nach Erfüllung drängt (ebd.):

Mein sonderbarer Charakter, meine Launen, mein Hang zu Projekten, u. (um nur recht die Warheit zu sagen) mein Ehrgeiz – alles Züge, die sich one Gefar nie ganz ausrotten lassen – lassen mich nicht hoffen, daß ich im ruhigen Ehestande, auf einer friedlichen Pfarre glücklich sein werde. Doch das ändert vielleicht die Zukunft.

Die Zukunft hat dies nicht geändert. Maulbronn ist aber auch die Zeit für Hölderlins dichterisches Beginnen, an deren Ende die Reinschrift der 17 *Maulbronner Gedichte* steht und in welcher der Konflikt mit dem Pfarrberuf einsetzt und sich artikuliert.

Die Studienjahre im Tübinger Stift (1788–1793): Elise LeBret

Am 21. Oktober 1788 zieht Hölderlins Promotion ins Tübinger Stift ein. In das ursprüngliche Augustinereremitenkloster war 1547 das *Herzogliche Stipendium* verlegt worden. Die Ausbildung hatte sich seit seiner

Gründung stark verändert, doch viele Strukturen und Verhältnisse blieben unverändert. Nicht nur die Klosterschulen des Landes bereiteten auf das Universitätsstudium vor, sondern auch das 1686 gegründete, nach Herzog Eberhard Ludwig (1676–1733) genannte Gymnasium in Stuttgart. Damit konnte der Staat auf die Bildungseinrichtung Einfluss nehmen, obwohl das Konsistorium in Stuttgart die kirchliche Oberaufsicht über das Stift hatte.

Hölderlin klagte über die »schlechte Kost«, die Kälte, den Hunger (StA 6, 46). Als er 1790 auf die Augustinerstube kam, die beheizbar war – es gab 14 beheizbare Winterstuben³ –, schreibt er über diese Verbesserung seiner Lage begeistert seiner Schwester, dass das Zimmer, das er mit sieben anderen seiner Promotion teile, eines der besten sei (vgl. StA 6, 57). Dennoch gehörten Enge, Lichtnot und Kälte zum Alltag.

Im Sommer 1790 lernt Hölderlin die 16-jährige Maria Elisabeth LeBret (1774–1839), Tochter des Tübinger Universitätskanzlers Johann Friedrich LeBret (1732–1807), kennen. Sie ist das sechste von fünfzehn Kindern, von denen elf das Erwachsenenalter erreichten. Vergleichbar zur Konstellation der Begegnung mit Louise, wiederholt sich eine rege lyrische Produktion im Herbst 1790: am Jahreswechsel entstehen die *Lyda*-Gedichte, die Elise zur Adressatin haben.

Dem Stiftsfreund Ludwig Neuffer schreibt er (8. November 1790, StA 6, 56):

Aus Gelegenheit einer Auction, wo ich freilich keinen Beruf hatte, kam ich Ihr nahe – erst kalte Blike – dann persönliche – dann Complimente – dann Erinnerungen und Entschuldigungen –! so wars von beiden Seiten. Seelenvergnügt gieng ich weg, nahm mir aber doch bei kälterem Blute vor, wie zuvor, den zurückhalten- den zu spielen, und bin bisher meinem Vorsatz getreu gewesen – das heißt – im Durchschnitt!

Elise hielt sich oft mit ihrer Schwester in Stuttgart auf, wie wir aus Hölderlins Briefen erfahren. (Vgl. StA 6, 565) Bei ihrer Tante, Frau Kirchenratsdirektor Hochstetter,⁴ erhielten sie »ihre weitere weibliche Ausbildung«.⁵

Auch Hölderlin hielt sich häufig in Stuttgart bei Neuffer auf. Er hatte auch Kontakt zu Schülern der Hohen Carlsschule, die das herzogliche

³ Vgl. Knapp, Tilo: »Hölderlins Stift«. In: *Hölderlin Texturen 1.2* (wie Anm. 1), S. 192–211 (hier S. 195). Seit dem 17. Jahrhundert hatte es nur drei beheizbare Stuben gegeben. Vgl. auch Hahn, Joachim/Mayer, Hans: *Das Evangelische Stift in Tübingen. Geschichte und Gegenwart – Zwischen Weltgeist und Frömmigkeit*. Stuttgart: Konrad Theiss Verlag 1985, S. 241.

⁴ Hayden-Roy, Priscilla A.: »Sparta et Martha«. *Pfarramt und Heirat in der Lebensplanung Hölderlins und in seinem Umfeld*. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2011, S. 243.

⁵ Rede bei der Beerdigung der Frau Charlotte Reyscher, geb. LeBret, Wittve des weiland Herrn M. Carl Ludwig Reyscher, Pfarrers zu Unterriexingen. Gehalten von Herrn Decan M. Pressel. Nebst einem Lebensabriß der Verstorbenen, Tübingen 1839, S. 11; zitiert nach Hayden-Roy, Priscilla A.: »Pfarramt und Heirat: Elise LeBret und Friedrich Hölderlin«. In: *Hölderlin Texturen 1.2* (wie Anm. 1), S. 372–385 (hier S. 373).

Münz- und Medaillenkabinett beherbergte, dessen Inspektor seit 1791 der Sohn des Kanzlers LeBret, Karl Friedrich, war. Dieser wiederum war befreundet mit Neuffer. Eine enge Freundschaft ist bezeugt zwischen dem Kanzler und dem Stuttgarter Carl Siegmund Tux (1715–1798), der eine bemerkenswerte umfangreiche Sammlung antiker Medaillen und Münzen (über 2 000 Stück) und Statuetten besaß, und die er der Universität Tübingen und Teile daraus LeBret vermachte.⁶ Unter den Statuetten befand sich auch der so genannte *Tübinger Waffenläufer*, eine griechische Originalbronze aus dem 5. Jahrhundert, die zu den wertvollsten Antiken des Archäologischen Instituts der Universität gehört. Hölderlin könnte über die Verbindung zu Neuffer und womöglich durch LeBret selbst Zugang zur Besichtigung der Sammlungen bekommen haben.⁷ Die Tux'sche Sammlung und womöglich auch die Sammlung in der Carlsschule wären somit Hölderlins erste Begegnungen mit antiker Kunst aus der unmittelbaren Anschauung.

Bedenkt man, dass LeBret im Mai 1762 mit Winckelmann einen Ausflug nach Frascati gemacht hatte und 1775/76 Herzog Carl Eugen auf seiner Italienreise begleitet hatte, könnte LeBret Interesse an Hölderlins Magisterarbeit *Geschichte der schönen Künste unter den Griechen bis zu Ende des Perikleischen Zeitalters* gefunden haben. Winckelmanns *Geschichte der Kunst des Altertums* (1764) ist die Hauptquelle für Hölderlins Ausführungen.

Gegenseitige Familienbesuche in Tübingen und Nürtingen sind Ausdruck des Einverständnisses für die zukünftige Verbindung. Der Tübinger Universitätskanzler LeBret wollte Hölderlin eine Pfarrstelle vermitteln – acht Pfarrstellen des Landes standen unter dem Patronat der Universität, und der Kanzler hatte Mitspracherecht bei der Vergabe –, damit wäre der künftige Ehestand besiegelt gewesen. Hölderlin hat jedoch das Angebot ausgeschlagen. Für die Lösung des Verlöbnisses mit Elise LeBret findet er Erklärungen wie vormals bei Louise. Der Konflikt wird sich in der bereits bekannten Konstellation wiederholen. Aus der Retrospektive Hölderlins erfahren wir, dass er schon in seinem dritten Tübinger Jahr kein Interesse mehr an Elise hatte, doch »dieses bizarre Verhältniß« (StA 6, 182) zog sich noch weitere zwei Jahre hin.

Der Stiftsumbau von 1792 bis 1800 sollte die baulichen Misstände beseitigen. Hölderlin hat die Anfangsphase des Umbaus noch erlebt. Die Statuten von 1752 regelten bis zur Statutenreform von 1793 das Leben im Stift. An diesen beiden Ordnungen lässt sich die Bedeutung der Aufklärung und der Französischen Revolution für das Stift bestimmen. Doch auch diese Reformen kamen zu spät, so Ephorus Schnurrer, und seien schon nicht mehr zeitgemäß gewesen.

⁶ Vgl. Kohler, Maria: *Hölderlins »Antiquen«*. Tübingen – Wörlitz – Kassel – Paris. Katalog zur Ausstellung zur 19. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen vom 22. Mai bis 13. Juli 1986. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 1986, S. 30.

⁷ Vgl. ebd. und unveröffentlichtes Typoskript, das in den Jahren 1988 bis 2000 auf der Grundlage des genannten Katalogs entstand. Original: Privatbesitz. Vgl. auch in: *Hölderlin Texturen 1.2* (wie Anm. 1), S. 390–391.

1792 hatten die Koalitionskriege begonnen; im Januar 1793 wurde Ludwig XVI. hingerichtet. Die Expansionspolitik der Franzosen brachte Siege. Die Idee einer Donaurepublik schien – bis in geheime Regierungskreise hinein – nicht nur Utopie zu sein. Im Stift blickte man auf die Französische Revolution und las die französischen Zeitungen. Herzog Carl Eugen (1728–1793) verschärfte die Kontrolle über das Stift durch etliche, teils unangekündigte Visitationen, und ließ sich zeitweise vierzehntäglich vom Ephorus berichten.⁸ Wie sich die neuen Statuten ausgewirkt haben, hat Hölderlin nicht mehr miterlebt. Seine Skepsis spricht für die allgemeine Einstellung dazu im Stift. Er selbst gibt der Befürchtung Ausdruck, dass in einer solch vernunftwidrigen Lage seine »besten Kräfte zu Grunde gehen würden.« (StA 6, 74) Im Herbst 1793 schreibt er an den Freund Neuffer: »Ich zähle die Augenblicke, bis ich erfare, daß und wenn ich in die Welt hinaus darf.« (StA 6, 95)

Zwei Erkenntnisse stehen am Ende der Ausbildungszeit. Zum einen: Hölderlin wird sich nicht der »Galeere der Theologie« (StA 6, 89) unterwerfen, er wird nicht Pfarrer werden. Trotz dieser Entscheidung, sieht er sich immer wieder gezwungen, seinen Stand zu rechtfertigen (StA 6, 232–233):

Es wird schon einmal anders werden. Ein ruhiger Ehemann ist eine schöne Sache; nur muß man einem nicht sagen, daß er in den Hafen einlaufen soll, wenn er von seiner Fahrt die Hälfte kaum zurückgelegt hat. Und dann fühl ich auch mich tüchtiger zum Erzieher als zum Predigtamt.

Er mag und wird die Kanzel nicht betreten und erklärt der Mutter Jahre später (April 1798), dass die Zeiten sich geändert haben, dass es auch andere ehrenhafte Berufe gebe. Die Reihe der Briefstellen, die solche Rechtfertigungen anführen, ließe sich fortsetzen. Aus der Maulbronner und der Tübinger Liebesgeschichte ist zudem die Erkenntnis gewonnen: Das Pfarramt ist mit dem Ehestand gekoppelt.

Hölderlins Entscheidung für den Dichterberuf geschieht in der Stiftszeit. In Stäudlins *Musenalmanach fürs Jahr 1792* veröffentlicht er zum ersten Mal vier Gedichte; in dessen *Poetischer Blumenlese fürs Jahr 1793* sieben. Schubart reagiert sofort in seiner *Chronik* positiv. Während um die Gunst der Mutter, widmet Hölderlin ihr seine Veröffentlichung und unternimmt den Versuch, ihr von seiner Bestimmung, seiner Berufung zum Dichter zu sprechen. Doch Hölderlin scheitert an der Konstellation der Bedingungen für den Dichterberuf. Er hat weder die nötigen Förderer gefunden noch die entsprechenden sozialen Verhältnisse schaffen können, die ihm diesen Beruf ermöglicht hätten, der

⁸ Wandel, Uwe Jens: *Verdacht von Democratismus? Studien zur Geschichte von Stadt und Universität Tübingen im Zeitalter*

der Französischen Revolution. Mit 16 Abb.
Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1981, S. 36.

in seiner Epoche erst sich herauszubilden beginnt. Schon bald ahnt er: »ich fürchte, das warme Leben in mir zu erkälten an der eiskalten Geschichte des Tags« (StA 6, 290).

Hölderlins erste Hofmeisterstelle (1794): Wilhelmine Kirms

Im 18. Jahrhundert war die Hofmeisterei (Privaterzieher) für einen examinierten Theologen eine selbstverständliche Tätigkeit, um die lange Wartezeit – sechs Jahre sind keine Seltenheit – auf ein Pfarramt zu überbrücken: 22 Pfarrstellen standen 150 bis 200 Anwärtern gegenüber. Sie bot aber auch die Möglichkeit, dem kirchlichen Dienst zu entgehen. Der Nachweis einer Stelle war gegenüber dem Konsistorium zu erbringen. Solche Lehrtätigkeiten stellten auch eine Überbrückung dar, um in ein Professorenamt zu kommen.

Wegzukommen, nicht nur vom Tübinger Stift und vom drohenden Pfarramt, sondern die enge Sphäre seines Vaterlands zu verlassen, war Hölderlins Bestreben. Nach dem Vorbild seiner Repetenten und Freunde im Stift will er nach Jena. Jena war das damalige Zentrum der deutschen Philosophie und die progressivste Universität Deutschlands.

Die erste Hofmeisterstelle bekommt Hölderlin, vermittelt durch Schiller, im Schloss Waltershausen bei Meiningen in Unterfranken. Bei der Familie von Kalb wird ihm der zehnjährige Sohn zur Erziehung anvertraut. Charlotte von Kalb, eine gebildete und empfindsame Frau, erkennt die Begabung Hölderlins. Das Kind entpuppt sich bald als schwierig, es onaniert. Das galt in der Medizin des 18. Jahrhunderts als körper- und seelenzerstörend. Für Hölderlin ist der Zustand nicht tragbar. Es ist erstaunlich, mit welcher Offenheit Hölderlin der Mutter über dieses Problem schreibt. Durch das Hofmeistern und Schreiben hatte Hölderlin gehofft, sich eine finanzielle Rücklage zu schaffen, um dann in Jena zu studieren und möglicherweise als Schriftsteller oder Hochschullehrer tätig zu sein. Er legt die Hofmeisterstelle nieder und erhält noch für ein Vierteljahr seinen Verdienst. Ein Teil des Plans ist zwar erfüllt – er kommt nach Jena und in die Museenstadt Weimar –, aber die Bedingungen sind nicht die erhofften.

In Waltershausen hatte er dennoch die Zeit nützen können, um sich auf die Gespräche mit den Großen vorzubereiten: auf Fichte, Schiller, Herder, Reinhold, Niethammer. Und vor allem hatte er sich nochmals eingehend mit Kant und Platon beschäftigt. Schiller weckte in ihm große Hoffnungen, da er ihn zur Mitarbeit an seiner neuen Zeitschrift *Die Horen* eingeladen hatte. Eine Zeit beginnt, von der Hölderlin sagt, dass sie auf sein »ganzes künftiges Leben wahrscheinlich sehr entscheidend ist.« (StA 6, 148) Sie wird tatsächlich eine der entscheidenden Perioden für seine philosophischen und ästhetischen Konzeptionen.

Obwohl Hölderlin sich am 15. Mai 1795 noch in die Matrikel der Universität eingetragen hatte, verlässt er Ende Mai Jena. Ein komplexer Zusammenhang von Ursachen dürfte hinter dieser unvermittelten Abreise stehen: Der Studententumult am 27. Mai 1795, an dem Sinclair beteiligt war, könnte der Anlass gewesen sein. War es Geldmangel? Oder erreichte ihn die Nachricht, dass Wilhelmine Marianne Kirms ein Kind erwartete? – Gleich zu Beginn seiner ersten Hauslehrerstelle in Waltershausen erwähnt Hölderlin der Schwester gegenüber diese Frau (am 16.1.1794, StA 6, 105):

Die Gesellschafterin der Majorin, eine Wittwe aus der Lausiz, ist eine Dame von seltnem Geist und Herzen, spricht französisch und Englisch, und hat so eben die neuste Schrift von Kant bei mir gehohlt. Überdiß hat sie eine ser interessante Figur. Daß Dir aber nicht bange wird, liebe Rike! für Dein reizbares Brüderchen, so wisse 1) daß ich um 10 Jare klüger geworden, seit ich Hofmeister bin 2) und vorzüglich, daß sie versprochen und noch viel klüger ist, als ich. Verzeihe mir die Possen, Herzensschwester!

Nur eine weitere Briefstelle zeugt im Rückblick von ihrer Existenz. Hölderlin ist seit über zwei Monaten in Jena und berichtet Neuffer (am 19.1.1795, StA 6, 153):

Hier lassen mich die Mädchen und Weiber eiskalt. In Waltershausen hatt' ich im Hauße eine Freundin, die ich ungerne verlor, eine junge Wittwe aus Dresden, die jezt in Meinungen Gouvernante ist. Sie ist ein äußerst verständiges, vestes, u. gutes Weib, und ser unglücklich durch eine schlechte Mutter. Es wird Dich interessiren, wenn ich Dir ein andermal mehr von ihr sage, u. ihrem Schiksaal.

Mehr werden wir von ihr durch Hölderlin nicht mehr erfahren.

Wilhelmine Marianne Kirms bringt Mitte Juli 1795 ein Mädchen zur Welt: Luise Agnese. Das Kind stirbt am 20. September 1796. Gerüchte um den Meininger Bekanntenkreis der Gesellschafterin von Charlotte von Kalb legen die Verbindung mit Hölderlin nahe. Die Vaterschaft Hölderlins ist nicht belegt; es ist nicht einmal gesichert, dass Hölderlin davon erfahren hat. Eine rechtfertigende Briefstelle, im Februar 1798 verfasst, könnte einen Zusammenhang vermuten lassen (StA 6, 264–265):

Ich hab' es genug abgeübt durch die Frivolität, die sich dadurch in meinen Charakter einschlich, und aus der ich nur durch unaussprechlich schmerzliche Erfahrungen mich wieder loswand. Das ist die reine Wahrheit, lieber Karl!

Wilhelmine Kirms jedenfalls ist in ihre Heimat zurückgekehrt und heiratete 1799 in Dresden ein zweites Mal und führte offenbar eine gutbürgerliche und glückliche Ehe.

Interessant ist jedoch der Kontrast zwischen Ideal und Wirklichkeit, den Hölderlin in der oben genannten Briefstelle entwickelt. Dass er überhaupt auf dieses Thema zu sprechen kommt, liegt an der von Neuffer gestellten Frage nach seiner »Tübinger Geschichte«, gemeint ist Elise LeBret. Hölderlin gibt Auskunft und erkundigt sich sogleich nach den Gründen der Frage (StA 6, 153):

Ich sagte Dir noch vor meiner Abreise, wenn ich mich recht erinnere, daß ich mit dem guten Kinde manche frohe Stunde gehabt, auch freilich manche bittre, daß ich aber, so wie ich sie näher hätte kennen lernen eine engere Verbindung nie hätte wünschen können. Ich hab' ihr vor kurzem noch geschrieben, so wie man aber in der Welt manche Briefe schreibt. Guter Gott! es waren seelige Tage, da ich, ohne sie zu kennen, mein Ideal in sie übertrug, und über meine Unwürdigkeit trauerte. Könnten wir doch ewig jugendlich bleiben.

Die idealisierte Frau, die im Übrigen die gleichen Attribute erhält wie ehemals Louise Nast, ist ein Traum der Jugend, dem Hölderlin nachtrauert. Gleichwohl ist ihm bewusst, dass er *sein* Ideal in die reale Frau projizierte. Ob dieser Projektionsvorgang nur der Jugend anhaftet? Wie steht es mit der Idealisierung des Frauenbildes⁹ in der Literatur und dem Verhältnis von Literatur und Lebenswirklichkeit?

Diotima – Susette Gontard

Der aufregenden Jenaer Zeit folgt ein halbes Jahr untätiges Warten. Sommer und Herbst 1795 verbringt Hölderlin in einer düsteren Stimmung in Nürtingen. Die Hoffnung auf eine Hofmeisterstelle in Offenburg, die er schon von Jena aus der Mutter angekündigt hatte, erfüllt sich nicht. Der Herzensfreund Neuffer verwendet sich für Hölderlin; er soll eine Hofmeisterstelle bei Prof. Ströhlin in Stuttgart bekommen. Doch Hölderlin wartet auf Nachricht aus Frankfurt. Auf dem Heimweg von Jena, wohl auf Vermittlung Sinclairs, hatte er in Heidelberg den Arzt und Naturforscher Johann Gottfried Ebel (1764–1830) getroffen. Heidelberg ist der geopoetische Ort, der für Hölderlins Poetik bedeutsam wird. Hierher war er im Juni 1788, kurz vor dem Abschluss der Maulbronner Zeit, gereist und hatte die neu erbaute Brücke gesehen. Die Ode *Heidelberg* markiert

⁹ Vgl. Oelmann, Ute: »Hölderlins Frauengestalten«. In: Lawitschka, Valérie (Hg.): *Turm-Vorträge 5 (1992–98). Hölderlin: Philosophie und Dichtung*. Tübingen / Eggingen: Edition Isele / Hölderlin-Gesellschaft 2001, S. 114–130. Vgl. auch Bovenschen,

Silvia: *Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979.

den Wendepunkt seiner Dichtung durch die Umsetzung einer neuen Naturerfahrung, die einhergeht mit der Abwendung von Schiller. Eine neue Hoffnung verbindet sich mit der Begegnung mit Ebel – eine Hoffnung, die sich erfüllen sollte: Ebel hatte Hölderlin eine Hauslehrerstelle in Frankfurt im Hause der Bankiersfamilie Gontard vermittelt. Und Hölderlin hatte erfahren, dass die Hausherrin Susette Gontard sein *Hyperion*-Fragment, das 1794 in Schillers *Thalia* erschienen war, gelesen hat.

Marie Rätzer, der Schwägerin des Hausherrn, sind die drei Mädchen im Gontardschen Haus anvertraut, Hölderlin erzieht den achtjährigen Henry. Gleich bei seiner Ankunft am 30. Dezember 1795 hatte der Zögling ihn besucht. Einen Tag nach Antritt der Stelle am 10. Januar 1796 berichtet Hölderlin begeistert von seiner neuen Lage und kann einen Monat später zurecht auf eine »fröhlichere Periode« hoffen (StA 6, 201). Fünf Monate später schreibt er seinem Freund Neuffer (StA 6, 213):

Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, woran mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehn vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh und Leben, u. Geist und Gemüth und Gestalt ist Ein seeliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet, und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt.

Von Verjüngung und Stärkung ist die Rede, aber auch von dem übermächtigen Glück, das noch nicht Sprache werden kann. Hölderlin kündigt sie an: »Aber es muß eine festliche durchaus ungestörte Stunde seyn, wenn ich von ihr schreiben soll.« (Ebd.) Und er fordert den Freund auf: »O sei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Lust bildet den Menschen am besten.« (StA 6, 214)

Über ein Jahr ist vergangen, da bricht es aus ihm hervor (Brief an Neuffer, 16.2.1797, StA 6, 235):

Ich habe eine Welt von Freude umschifft, seit wir uns nicht mehr schrieben. Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals stille gestanden wäre und zurückgesehen hätte. Die Wooge trug mich fort; mein ganzes Wesen war immer zu sehr im Leben, um über sich nachzudenken.

Und noch ist es so! noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige fröhliche heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in diß arme geist- u. ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitssinn ist nun vor Störung sicher. Er orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe.

Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth besänftiget, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. Ich sage Dir, lieber Neuffer! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich sonst betrifft, so bin ich auch ein wenig mit mir zufriedner. Ich dichte wenig und philosophire beinahe gar nicht mehr. Aber was ich dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantasie ist williger, die Gestalten der Welt in sich aufzunehmen, mein Herz ist voll von Lust; und wenn das heilige Schicksal mir mein glücklich Leben erhält, so hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher.

Eine »frappante« Unterbrechung

Als Hölderlin dies schreibt, gehört der Aufenthalt in Kassel und Bad Driburg bereits der Vergangenheit an. Im Juni 1796 hatten die französischen Revolutionstruppen den Rhein überschritten und belagerten Frankfurt. Jakob Gontard ließ seine Familie und die beiden Erzieher der Kinder in den Norden (mit dem Ziel Hamburg, die Heimatstadt Susettes) bringen. Im neutralen Kassel und in Bad Driburg verbrachte man fast jeweils vier Wochen und kehrte nach dem Ende der Belagerung im Oktober nach Frankfurt zurück. Es steht außer Zweifel, dass Susette Gontard und Hölderlin sich in dieser Zeit näher gekommen sind. Er spricht selbst von einer »frappanten« Unterbrechung (StA 6, 212), die zunächst nur einen Einschnitt im täglichen Leben meint. Aber sie wird zum entscheidenden Einschnitt in mehrfacher Hinsicht: – Die Invasion der Franzosen, die auch in Württemberg eingefallen waren, scheiterte, und damit scheitert auch die Hoffnung auf eine schwäbische Republik. Die Revolutionsbegeisterung wird gedämpft. Die poetisch-vaterländische Wendung in Hölderlins Dichtung bereitet sich vor. – In Kassel hat Hölderlin seine erste Begegnung mit großer bildender und plastischer Kunst. Das *Fridericianum* – der erste Museums- und Bibliotheksbau in Deutschland, erbaut in den Jahren 1769 bis 1779 von Simon Louis du Ry, dem Hofbaumeister Friedrichs II. – beherbergte in seiner Antikensammlung und Gemäldegalerie wertvolle Schätze. Wilhelm Heinse (1746–1803), der Verfasser des *Ardinghello*, kommt zur Reisegesellschaft hinzu. Hölderlin erhält durch den kunstsinnigen Freund der Gontards, den er schon in seiner Studentenzeit bewundert, eine Einführung in die Kunst, die nicht ohne Wirkung bleibt. Die Landschaften im Briefroman *Hyperion oder der Eremit in Griechenland* deuten auf einen Einfluss der gesehenen Gemälde von Claude Lorrain, und noch 1804 will Hölderlin im Rückblick auf die Antiken-Erfahrung in Paris 1802, die ihm »ein eigentliches Interesse für die Kunst gegeben« haben, »mehr darin studiren«. (StA 6, 437) – Heinses Musikroman *Hildegard von Hohenthal* führte zur Ausarbeitung einer neuen Dichtungstheorie, von der sich, zuerst in den Sophokles-Übersetzungen erprobt, erste Spuren im *Hyperion* zeigen lassen. – Und schließlich bedeutet die Begegnung mit Susette Gontard den Einschnitt in Hölderlins Leben und Schreiben schlechthin. Warum?

Die idealisierte weibliche Imago seiner Dichtung trifft Hölderlin in der Realität. Häufig ist deshalb Susette Gontard mit der Diotima der Dichtung gleichgesetzt worden. Versehen wir diese Gleichsetzung mit einem Fragezeichen.

Wenige Monate nach der Rückkehr nach Frankfurt, im Juli 1797, klagt Hölderlin, dass er schweige, er sei »zerrissen von Liebe und Haß.« (StA 6, 243) Im März äußert er der Mutter gegenüber, dass sein »Aufenthalt in Frankfurt nicht mehr lange dauern« wird (StA 6, 266). Als der Bruch vollzogen ist, spricht er von einer »längstvorbereitete[n] Veränderung« (StA 6, 283). Und erst da erfährt man, wie sehr Hölderlin unter den Demütigungen der großbürgerlichen und aristokratischen Gesellschaft – jenem Stande, dem er nicht angehört – gelitten haben muss. Die Differenz wird der Schwester gegenüber deutlich artikuliert, er preist geradezu die »goldne Mittelmäßigkeit« (StA 6, 270) ihrer Lebenssphäre gegenüber den »ungeheure[n] Karikaturen« (ebd.) des Geldadels. Vor dem 27. September 1798 kam es zur Trennung. Die genauen Umstände sind nicht überliefert. Aus den Quellen darf man schließen, dass es zunehmend Gerüchte über das Liebesverhältnis zwischen Hölderlin und Susette Gontard gab.



Abb. 1 Susette Gontard. Alabaster-Büste von Landolin Ohmacht (1760–1834), 1795. Aus: Knubben, Thomas: Hölderlin, Eine Winterreise. Tübingen: Klöpfer und Meyer 2012, S.190. [Mit freundlicher Genehmigung des Verlags.] Original: Archiv Liebieghaus Skulpturensammlung, Frankfurt a.M.

Susette Gontard (1769–1802), geborene Borckenstein, Mutter von vier Kindern – als Hölderlin ins Haus kommt, ist das jüngste fünf Jahre alt –, ist seit 1786 verheiratet mit ihrem Vetter zweiten Grades Jacob Friedrich Gontard (1764–1843). Die Frankfurter Gontards stammten aus Grenoble; sie waren nach der Aufhebung des Edikts von Nantes als reformierte Réfugié-Familie eingewandert. Sie konnten in das Geschäft von Woll- und Baumwollwaren und in den Seidenhandel einsteigen und sich im

Bankgeschäft etablieren. Seit 1740 besaßen sie Bürgerrecht in Frankfurt. Im Weißen Hirsch, einem vornehmen Anwesen, eingerichtet vom Onkel Heinrich Gontard, wurde Wohnung genommen. Der Sohn Henry wurde am 13.6.1787 geboren; drei Töchter folgen: Henriette 1789, Johanna Helene 1790 und Friederike Amalie 1791. Den Sommer verbringt man im Adlerflychtschen Hof, nördlich der Stadt vor dem Eschenheimer Tor gelegen. Hölderlin lernt hier eine Welt der Repräsentation kennen, ein großbürgerliches gesellschaftliches Leben mit Vergnügungen und Zerstreungen, Theater- und Konzertbesuchen. Selbst Mozart hatte hier gastiert (18. August 1763). Hölderlin macht zum ersten Mal die Erfahrung einer Groß- und Messestadt. Nicht gerade vorteilhaft urteilt er über die »Frankfurter Gesellschaftsmenschen« (StA 6, 220) und die Oberflächlichkeit der Prunkwelt, die ihn »freudelos und trostlos« (StA 6, 276) mache.

Von Susette Gontard sind ein Medaillon und die Gipsbüste von 1795, die Landolin Ohmacht (1760–1834) geschaffen hat, als einzige Bildträger erhalten. Zeitzeugen, wie Ludwig Zeerleder, Marie Rätzer, Wilhelm Heinse beschreiben Susette Gontard als »vollendete Schönheit von edler griechischer Gestalt¹⁰ mit einem »reinen schönen Tizianischen Teint« (StA 7.2, 78); Anmut, Majestät, Sanftmut, Güte und »richtiger Verstand« lassen sie als »die Vollkomne« (StA 6, 775–776.) erscheinen. Sie war musisch begabt, musizierte mit Hölderlin, der sich seine Flöte aus Nürtingen schicken ließ (StA 6, 201), spielte Klavier, sang, war literarisch gebildet.

Die Realgestalt erfährt eine Beschreibung. In dem bereits zitierten Brief an Neuffer fährt Hölderlin fort (StA 6, 236–237):

Es ist auch immer ein Tod für unsre stille Seeligkeit, wenn sie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber so hin in fröhlichem schönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke nicht ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und so brauchte es keiner Worte mehr! Sie ist schön, wie Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht! Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seeliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist alles ist in und an ihr zu Einem göttlichen Ganzen vereint.

¹⁰ Jügel, Carl: *Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruckstücke aus den*

Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers. Frankfurt a.M.: Englert und Schlosser 1921, S. 349.

Die Idealisierung der Frau in der Literatur des 18. Jahrhunderts

Die sozialgeschichtlichen Veränderungen im 18. Jahrhundert bedingen eine neue Rolle der Frau: Sie wird liebende Bezugsperson für Mann und Kinder, an sie werden Forderungen gestellt nach geistiger Adäquatheit, gesellschaftlicher und ästhetischer Bildung und Empfindsamkeit. Als sozialpsychologische Folgen der bürgerlichen Emanzipation in der Aufklärung ist auch die Veränderung der Rolle des Vaters zu sehen. Die Frau wird idealisiert zur Erlöserin des Mannes und der menschlichen Gesellschaft – die entsprechenden Negatividealisierungen sind: Buhlerin, Verführerin, Machtweib, Hexe. Spaltung und Spannung entsteht zwischen dieser idealen Rolle und ihrer empirischen Individualität. Seit etwa 1770 wird diese Überforderung des Individuums der Frau durch ihre idealisierte Rolle reflektiert.

Im *Fragment des Hyperion* trägt die Frauengestalt den Namen der Quellnymphe Melite. Ihre Gestalt orientiert sich an Schillers Schrift *Über Anmut und Würde*, die, Hoheit und Grazie vereinend, sich eine Unabhängigkeit des Geistes bewahrt und sich gegen Hyperions Anstürme verwahrt. In Anlehnung an Herders Palingenesie-Theorie soll eine sich steigernde Verjüngung in der Geschichte wie in der Form menschlicher Beziehungen vollziehen. In der in Verse gefassten Form *Hyperions Jugend* (entstanden zwischen April und Juli / August 1795) trägt das griechische Mädchen den Namen Diotima. Diese Entscheidung ist sicherlich beeinflusst von Friedrich Schlegels Aufsatz *Über die Diotima*, der im Juli und August 1795 in der *Berlinischen Monatsschrift* erschienen war. Der Aufsatz thematisiert das folgende Problem: Unter welchen sozialgeschichtlichen Bedingungen war es in der griechischen Gesellschaft möglich, dass eine Frau sich zu Selbstständigkeit und Bildung entwickelt, so dass sie Gesprächspartnerin und Lehrerin des Sokrates werden konnte? Vergessen wir nicht, dass die pythagoräische Priesterin aus Mantinea mit Namen Diotima in Platons *Symposion*¹¹ in heiliger Begeisterung einen Diskurs über die Liebe führt. Ferner werden dieser Begeisterung lyrische und musikalische Charakterzüge zugeschrieben; die Zugehörigkeit zur pythagoräischen Philosophie, schließlich der Patriotismus, all diese Merkmale ergeben das »Bild vollendeter Menschheit«.¹²

Der erste Band des *Hyperion* erscheint 1797, der zweite 1799 mit der berühmten Widmung an Susette Gontard »Wem sonst / als / Dir.« (StA 2, 359; StA 3, 350). Hölderlin spricht den Tod Diotimas an, über den sie sich damals nicht haben einig werden können. Es geht nicht nur, wie

¹¹ Platon: *Symposion*. Neuübersetzung Griechisch / Deutsch. Übersetzt von Thomas Paulsen und Rudolf Rehn. Ditzingen: Reclam 2006, 201d–212a.

¹² Behler, Ernst (Hg.): Friedrich Schlegel: *Studien des klassischen Altertums*. Kritische Friedrich

Schlegel Ausgabe. Paderborn u.a. 1979, Bd. 1, S.115. Vgl. auch Gaier, Ulrich: »Diotima, eine synkretistische Gestalt«. In: Lawitschka, Valérie (Hg.): *Turm-Vorträge 3 (1989/90/91)*. Hölderlin: *Christentum und Antike*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 1991, S.141–172 (hier 155).



Abb.2 Friedrich Hölderlin. Getuschter Schattenriss, um 1797. Aus: Knubben, Thomas: *Hölderlin. Eine Winterreise*. Tübingen: Klöpfer und Meyer 2012, S. 51. [Mit freundlicher Genehmigung des Verlags.] Original: Deutsches Literaturarchiv Marbach.

sonst in den Bildungsromanen des 18. Jahrhunderts üblich, allein um die Entwicklung der Hauptfigur, sondern darum, wie sich die beiden zentralen Figuren verwandeln. Sie beeinflussen einander nachhaltig und treiben sich wechselseitig aus ihrer Seelenlage: »Lebendige Töne sind wir« (StA 3, 159). »Wir stellen im Wechsel das Vollendete dar; in wandelnde Melodien theilen wir die großen Akkorde der Freude.« (StA 3, 148) Die genaue Analyse der Dialogstruktur zeigt, wie der Jüngling Hyperion zum Mann wird, wie Diotima zum lebendigen Wesen wird, das sterblich ist und – tatsächlich – stirbt. Diotima wird ihrer in Abhängigkeit von Hyperion gebrachten Lage bewusst: »nur dein Schicksal hat mein neues Leben mir tödtlich gemacht. [...] Du entzogst mein Leben der Erde, du hättest auch Macht gehabt, mich an die Erde zu fesseln« (StA 3, 146). Gleichzeitig spricht sie ihn von jeglicher Schuld frei: »klage du dich über meinem Tode nicht an!« (Ebd.) Doch »die im Roman dargestellte Entwicklung Hyperions [hat] immer schon den Tod der Diotima zur Voraussetzung«.¹³

Erhielt einst Elise das Attribut »holde Gestalt« (StA 6, 75), von der Hölderlin sagte, es seien »seelige Tage, da ich, ohne sie zu kennen, mein Ideal in sie übertrug« (StA 6, 153), so kann sie als »eine frühe Schwester Diotimas«¹⁴ gelten. Letztere aber wird im *Hyperion*-Roman zur »holden Statue« stilisiert, zur »wie ein Marmorbild« (StA 3, 101) versteinerten Gestalt. Die lebendige Gestalt wird ausgelöscht.

Hölderlins Kunstfigur der Diotima zeigt auffallende Parallelen mit der von Schlegel herausgearbeiteten historischen Diotima. Über die

¹³ Janz, Marlies: »Hölderlins Flamme – Zur Bildwerdung der Frau im *Hyperion*«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 22 (1980/81), S. 122–142 (hier S. 123).

¹⁴ Beck, Adolf: »Die »holde Gestalt«. Zur biographischen Erklärung zweier Briefe Hölderlins«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 1953, S. 54–62 (hier S. 62).

Bedeutung des Namens als »Ehre Gottes« bei Hölderlin gibt Wolfgang Binder¹⁵ Auskunft. Die These lautet: Sofern mit »Diotima« eine lebende Frau angesprochen ist, wird sie zum übermenschlichen Wesen, zum lebenden Beweis der Präsenz des göttlichen Lebens idealisiert.

Eine ganze Reihe von Diotima-Gedichten entsteht in Hölderlins Frankfurter Zeit: *Diotima (Lange todt ...)*, im Herbst 1796 an Schiller geschickt, der es als zu weitschweifig für den Druck ablehnt; nach gründlicher Umarbeitung nimmt es Schiller dennoch nicht in die *Horen* auf; dieses Diotima-Gedicht (*Leuchtest du ...*) erschien in Neuffers *Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1800*. Es folgen: *An Diotima (Komm und siehe)*, *An Diotima (Schönes Leben!)*, *Diotima (Komm und besänftige ...)*, *Diotima (Du schweigst und duldest ...)*. Auch das Gedicht *An ihren Genius* und die Kurzoden *Abbitte*, *Der gute Glaube*, *Ihre Genesung*, *Das Unverzeihliche*, *Die Liebenden* sind der Diotima-Thematik verpflichtet, sind allesamt in der Frankfurter Zeit entstanden und werden später in Homburg und im Sommer 1800 in Stuttgart, wohl der schaffensreichsten Periode, in meist vier- bis neunstrophige Oden um- und ausgearbeitet. Die Analyse dieser Gedichte in ihrer zeitlichen Abfolge ermöglicht die Rückbindung an die reale Situation Hölderlins und Susettes, die in den Briefen zur Sprache kommt mit der fortschreitenden Entfernung der Liebenden voneinander. Die Elegie *Menons Klagen um Diotima* (Menon heißt Ausharrender) darf als Schlusspunkt in dieser Reihe gelten, die in Klage und Dank über den Sinn des Leids nachdenkt. Mit diesem Gedicht endet auch die eher persönliche Lyrik Hölderlins.

Susette Gontard ist die Liebende, die ihrem Hölderlin sagt: »So lieben wie ich Dich, wird Dich nichts mehr, so lieben wie Du mich, wirst Du nichts mehr (verzeihe mir diesen eigennützigem Wunsch)«. (HD, 45) Ein Bleiben im Leben wird eingefordert: »der Spiegel alles Schönen darf nicht zerbrechen in Dir, Du bist der Welt auch schuldig zu geben, was Dir verklärt in höherer Gestalt erscheint, und an Deine Erhaltung besonders zu denken. Wenige sind wie Du!« (HD, 60) Und gleichzeitig ist sie es wieder – der Dichter konstruiert es so –, die tröstet am Scheideweg, in der Realität wie in der Dichtung: »Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude / Und ein goldener Tag täglich am Ende noch ist.« (StA 2, 78) Sie gemahnt Menon an seinen Dichterberuf, wenn sie ihn daran erinnert, er solle das »ändern / Wiedersage[n]«. Susette kannte vielleicht die handschriftliche Vorfassung. Im Druck, in zwei Musen-Almanachen für 1802/03, hat sie es nicht mehr lesen können. Lange nach diesem Gedicht entsteht eine Ode als eine Art Gegenstück *Diotima und Hyperion*, das abbricht: »Du seiest so allein in der schönen Welt / Behauptest du mir immer, Geliebter! das / Weist aber du nicht,« (StA 2, 263).

¹⁵ Binder, Wolfgang: »Hölderlins Namenssymbolik«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 12 (1961/1962), S. 95–204 (hier 152).

Und die Realgeschichte?

Die geheime Liebe zwischen seiner Frau und Hölderlin bleibt dem Hausherrn nicht verborgen, wird vielleicht durch eine gewisse Eifersucht Marie Rätzers entdeckt. Es kommt zum Eklat. Hölderlin verlässt das Haus – das muss Ende September 1798 gewesen sein – und geht nach Homburg vor der Höhe. Dort hatte ihm Sinclair eine Wohnung in der Haingasse bei Glasermeister Johann Georg Wagner besorgt. Wiewohl Susette die Trennung schon vorher erwogen hatte, geschah sie unvermittelt, worüber der Briefwechsel, der Ende September / Anfang Oktober einsetzt und am 8. Mai 1800 endet, Aufschluss gibt. Von Hölderlin sind drei Briefkonzepte erhalten, während von Susette alle siebzehn Briefe erhalten sind.¹⁶ Nach der Einteilung von Carl Viëtor sind es neunzehn.¹⁷ Von Dezember ab kam Hölderlin jeden ersten Donnerstag (bei Unwegsamkeiten den zweiten) im Monat, an dem Briefe getauscht wurden. Nur für Juli / August 1799 und April 1800 findet sich kein Briefzeugnis; in diesen Monaten war Susette durch Besuche und Reisen (20. bis 30. Juli 1799 mit Sophie Brentano bei Goethe und Schiller in Weimar und Jena) abgehalten. Etwa drei Bogen (in Brief 8, Anfang von 10 und 17) und eine Beilage zu Brief 11 sind verloren gegangen. Es sind Briefe von einzigartiger Schönheit, Dokumente einer großen unerfüllten Liebe, geprägt vom Leiden an der Trennung. An der Spannung zwischen Liebe und Pflicht, zwischen Einsamkeit und Gesellschaft werden beide Liebende zerbrechen.

Wohl im Mai 1800 sahen sie sich noch einmal. Hölderlin geht danach nach Nürtingen, zieht nach Stuttgart und wohnt bei der Kaufmannsfamilie Landauer. Er will literarischen Unterricht geben. Das Einkommen reicht aber nicht aus. Er findet wieder eine Hofmeisterstelle, diesmal in Hauptwil, und das unstete Leben geht weiter. »Was wir leiden müssen ist unbeschreiblich, aber warum wirs leiden ist auch unbeschreiblich« (HD, 78), schreibt Susette. Zunehmend zieht sie sich aus der Gesellschaft zurück. Was sie Hölderlin bekannt hatte: »daß ohne Dich mein Leben hinwelkt und langsam stirbt« (HD, 73), trifft ein. Angesteckt von der Krankheit ihrer Kinder, stirbt sie am 22. Juni 1802.

Hölderlin / Hyperion habe Diotima umgebracht, lautet die These von Marlies Janz: »Noch in ihrem Tod bleibt sie Hyperions Geschöpf: Ihr Tod ist Mord.«¹⁸ Wie die Kunst, so das Leben? Die Fatalität der Geschichte will, dass dies reale Wesen, Susette Gontard, stirbt. Hölderlin selbst hat eine Übereinstimmung zwischen der Romanfigur Diotima und Susette Gontard nicht hergestellt. Er schreibt Susette: »Verzeih mirs,

¹⁶ Beck, Adolf (Hg.): *Hölderlins Diotima Susette Gontard. Gedichte, Briefe, Zeugnisse. Mit Bildnissen.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980; im Folgenden mit HD abgekürzt.

¹⁷ Viëtor, Carl (Hg.): *Die Briefe der Diotima.* Leipzig: Insel-Verlag 1921.

¹⁸ Janz (wie Anm. 13), S. 140.

daß Diotima stirbt. Du erinnerst Dich, wir haben uns ehemals nicht ganz darüber vereinigen können. Ich glaubte, es wäre, der ganzen Anlage nach, nothwendig.« (StA 6, 370)

Erreicht Hölderlin die Nachricht von der todkranken Susette wirklich in Bordeaux? Hätte er dann die Muße gehabt, über Paris die Rückreise anzutreten, im Louvre gar die Antikensammlung zu besuchen? Wäre er ans Krankenlager nach Frankfurt geeilt? Hätte er die Geliebte noch gesehen, wie so mancher Kitschfilm suggeriert? Sicherlich nicht. Es ist undenkbar, dass Hölderlin als ehemaliger Domestik in das Patrizierhaus, dazu an das Krankenbett der Hausherrin, gelangt sein könnte. Vom Tod der Geliebten erfährt er Anfang Juli 1802 durch Sinclair in Stuttgart (Brief vom 30.6.), wo er wohl Mitte Juni eingetroffen war. In einem über Landauer geschickten Brief vermutete Sinclair Hölderlin noch in Bordeaux. Sinclair wiederholt die Einladung nach Homburg.

Ob die Nachricht Hölderlins derangierten Zustand, in welchem er in Stuttgart ankam, erklären mag, ob es die Anstrengungen der Reise waren, die seine abgerissene äußere Erscheinung erklären, ob die ausbrechende Krankheit als Erklärungsmodell dienen kann?

Noch einmal zurück zum Roman. Die Idealisierung bringt Diotima aus ihrem Gleichgewicht und zerstört sie schließlich. Der ganzen Anlage nach musste im Roman Diotima sterben – das geschieht, während Hölderlin und Susette zusammen lebten, und bevor es zur Trennung kam –, denn Hyperion hatte, anstatt zum Volkserzieher zu werden, die Revolution vorgezogen, war darin gescheitert und hatte dem idealisierten Menschen das gewöhnliche irdische Leben unmöglich gemacht. Insofern gilt der Schluss, Hölderlin / Hyperion habe Diotima umgebracht. Das Leben scheitert jedoch nicht an der literarischen Inszenierung. Die Liebenden Hölderlin und Susette scheitern an der Gesellschaft. Dass Hölderlin / Hyperion aus der Dichtung wiederum der Trost zukommen kann, wenn er im Abschiedsbrief Diotimas liest: »erkläre diesen Tod dir nicht« (StA 3, 145), ist die besondere Wendung der Realgeschichte. Dass Hölderlin daran zerbricht, gehört zu ihr.

Literatur

- Zitiert wird nach: Friedrich Hölderlin, *Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe*, hg. v. Friedrich Beißner, Adolf Beck und Ute Oelmann, 8 in 15 Bdn. Stuttgart: Kohlhammer 1943–1985; mit StA, Band- und Seitenzahl abgekürzt.
- Beck, Adolf: »Die »holde Gestalt«. Zur biographischen Erklärung zweier Briefe Hölderlins«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 1953, S. 54–62.
- Beck, Adolf/Raabe, Paul (Hg.): *Hölderlin. Eine Chronik in Text und Bild*. Frankfurt a.M.: Insel Verlag 1970.
- Beck, Adolf: *Hölderlins Diotima Susette Gontard. Gedichte, Briefe, Zeugnisse. Mit Bildnissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980.
- Behler, Ernst (Hg.): Friedrich Schlegel: *Studien des klassischen Altertums. Kritische Friedrich Schlegel Ausgabe*. Bd. 1. Paderborn u.a. 1979.
- Binder, Wolfgang: »Hölderlins Namenssymbolik«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 12 (1961/62), S. 95–204.
- Bovenschen, Silvia: *Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag 1979.
- Brecht, Martin: »Hölderlin und das Tübinger Stift 1788–1793«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 18 (1973/74), S. 20–48.
- Burdorf, Dieter: *Friedrich Hölderlin*. München: Beck 2011.
- Ehlers, Martin: »Mein Vorsatz«. In: *Hölderlin Texturen 1.1: »Alle meine Hofnungen«. Lauffen, Nürtingen, Denkendorf, Maulbronn 1770–1788*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2003, S. 273–292.
- Eitle, Johannes: »Der Unterricht in den einstigen württembergischen Klosterschulen von 1556–1806«. In: *Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Württemberg*, Nr. 3. Berlin: Weidmann 1913.
- Fertig, Ludwig: *Der Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz. Mit 14 Quellschriften und 15 Abb.* Stuttgart: Metzler 1979.
- Franz, Michael/Gaier, Ulrich/Lawitschka, Valérie (Hg.): *Hölderlin Texturen 1.2: »Alle meine Hofnungen«. Tübingen 1788–1793*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2017.
- Gaier, Ulrich: »Diotima, eine synkretistische Gestalt«. In: Lawitschka, Valérie (Hg.): *Turm-Vorträge 3 (1989/90/91). Hölderlin: Christentum und Antike*. Tübingen: 1991, S. 141–172.
- Gaier, Ulrich: »Neubegründung der Lyrik auf Heinses Musiktheorie«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 31 (1998/99), S. 129–138.
- Hahn, Joachim/Mayer, Hans: *Das Evangelische Stift in Tübingen. Geschichte und Gegenwart – Zwischen Weltgeist und Frömmigkeit*. Stuttgart 1985.
- Hayden-Roy, Priscilla A.: »Pfarramt und Heirat: Elise LeBret und Friedrich Hölderlin«. In: *Hölderlin Texturen 1.2: »Alle meine Hofnungen«. Tübingen 1788–1793*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2017, S. 372–385.
- Hayden-Roy, Priscilla A.: »Sparta et Martha«. *Pfarramt und Heirat in der Lebensplanung H.s und in seinem Umfeld*. Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2011.
- Janz, Marlies: »Hölderlins Flamme – Zur Bildwerdung der Frau im *Hyperion*«. In: *Hölderlin-Jahrbuch* 22 (1980/81), S. 122–142.
- Jügel, Carl: *Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruckstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers*. Frankfurt a.M.: Englert und Schlosser 1921.
- Klaiber, Julius: *Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren*. Stuttgart: Cotta 1877 [Bremen: Europäischer Literaturverlag 2010].
- Knapp, Tilo: »Hölderlins Stift«. In: Franz, Michael/ Ulrich Gaier/ Valérie Lawitschka (Hg.): *Hölderlin Texturen 1.2: »Alle meine Hofnungen«. Tübingen 1788–1793*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2017, S. 192–211.
- Knapp, Tilo: »Das Herzogliche Stipendium«. In: Ebd., S. 178–184.
- Kohler, Maria: *Hölderlins »Antiquen«. Tübingen – Wörlitz – Kassel – Paris*. Katalog zur Ausstellung zur 19. Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Tübingen vom 22. Mai bis 13. Juli 1986. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 1986.
- Kohler, Maria: Unveröffentlichtes Typoskript, das in den Jahren 1988 bis 2000 auf der Grundlage des genannten Katalogs entstand. Original: Privatbesitz. In Auszügen in: *Hölderlin Texturen 1.2: »Alle meine Hofnungen«. Tübingen 1788–1793*. Tübingen: Hölderlin-Gesellschaft 2017, S. 390–391.
- Kreuzer, Johann (Hg.): *Hölderlin-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart/Weimar: Metzler 2020.
- Lang, Gustav: *Geschichte der württembergischen Klosterschulen von ihrer Stiftung bis zu ihrer endgültigen Verwandlung in Evangelisch-theologische Seminare*. Stuttgart: Kohlhammer 1938.
- [Magenau, Rudolf:] *Skizze meines Lebens, ein Lesebuch für mein künftiges Leben von Rudolf Fridrich Heinrich Magenau, angefangen im Jahr 1793, zu Vaihingen a. d. Enz* [beendet 1823]. Handschrift, Württembergische Landesbibliothek Stuttgart.

Oelmann, Ute: »Hölderlins Frauengestalten«.
In: Lawitschka, Valérie (Hg.): *Turm-Vorträge 5 (1992–98). Hölderlin: Philosophie und Dichtung*.
Tübingen/Eggingen: Edition Isele/Hölderlin-
Gesellschaft 2001, S. 114–130.

Platon: *Symposion*. Neuübersetzung Griechisch/
Deutsch. Übersetzt von Thomas Paulsen und
Rudolf Rehn. Ditzingen: Reclam 2006.

Port, Ulrich: »Zur Ikonologie der Landschaft
bei Hölderlin«. In: Lawitschka, Valérie (Hg.): *Turm-
Vorträge 5 (1992–98). Hölderlin: Philosophie
und Dichtung*. Tübingen/Eggingen: Edition
Isele/Hölderlin-Gesellschaft 2001, S. 72–98.

Viëtor, Carl (Hg.): *Die Briefe der Diotima*.
Leipzig: Insel-Verlag 1921.

Vopelius-Holtzendorff, Barbara: »Susette Gontard-
Borckenstein«. In: *Hölderlin-Jahrbuch 26 (1988/89)*,
S. 383–400.

Waibel, Violetta: »Gelehrte Reisen«. In: Gaier,
Ulrich u.a. (Hg.): *Hölderlin Texturen 2: Das »Jenaische
Project«*. Wintersemester 1794/95. Tübingen:
Hölderlin-Gesellschaft 1995, S. 20–55.

Wandel, Uwe Jens: *Verdacht von Democratismus?
Studien zur Geschichte von Stadt und Universität
Tübingen im Zeitalter der Französischen Revolution*.
Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1981.